

Neue Zürcher Zeitung
BILDUNG

Privatschulen
als Innovationsfabriken

Die Schule als Muse

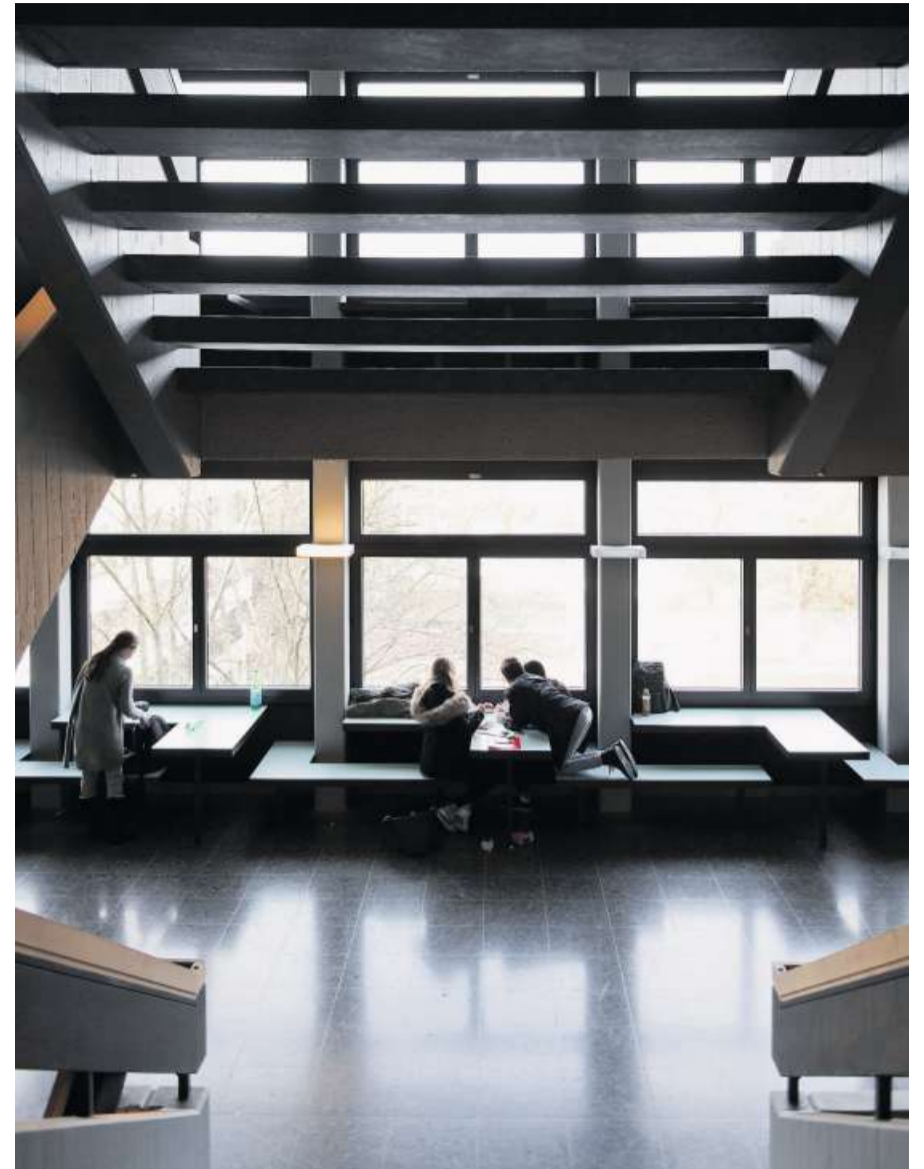
Claudia Wirz · Die Schweiz darf stolz sein auf ihre öffentliche Schule. Von Anfang an – also seit der Verankerung des unentgeltlichen, obligatorischen Schulunterrichts in der Bundesverfassung von 1874 – war die Schweizer Volksschule ein ebenso essenzielles wie erfolgreiches Rezept zur Herstellung der nationalen und sozialen Integration im Bundesstaat. Was ihr schon im 19. Jahrhundert gelang, gelingt ihr in aller Regel auch heute noch. Zusammen mit dem dualen Berufsbildungssystem sorgt das öffentliche Bildungswesen für gute und gerechte Bildungschancen. «Ghetto-Schulen» wie in anderen Ländern gibt es in der Schweiz nicht, und es ist auch nicht nötig, sein Kind auf ein Elite-Institut zu schicken, damit später einmal etwas aus ihm wird.

Es ist mithin diesem Umstand geschuldet, dass Privatschulen in der Schweiz eine Nebenerscheinung sind. Die ganz grosse Mehrheit aller hier ansässigen Kinder besucht die Volksschule. Trotzdem hat es Privatschulen auch hierzulande immer gegeben und immer gebraucht. Privatschulen sind agiler und können sich gezielter und schneller auf die Bedürfnisse von Eltern und Schülern einstellen als öffentliche. Im jungen Bundesstaat waren es vorab religiöse Kreise, die das Privatschulwesen vorantrieben, weil sie sich mit der

Idee einer weltlichen öffentlichen Schule nicht anfreunden wollten. Zu lange hatte das Bildungswesen in den Händen der Kirche gelegen. Heute wiederum befeuern vor allem pädagogische Überlegungen die Nachfrage nach privater Bildung. Der permanente Reformdruck in der Volksschule, die zunehmende Bürokratisierung und die enormen Integrationsleistungen, die heute der Volksschule aufgebürdet werden, haben ihre Spuren hinterlassen.

Privatschulen messen sich zwar mit der Volksschule im gleichen Bildungsmarkt. Das heisst aber nicht, dass daraus eine erbitterte Konkurrenz entsteht – ganz im Gegenteil. Privatschulen sind regelrechte Innovationsfabriken der Pädagogik, was den Volksschulen zugutekommt. Der zweisprachige Unterricht bis zur Matur ist ein Beispiel dafür.

Diese Sonderbeilage zeigt auf, welchen Beitrag die Privatschulen auf allen Stufen leisten, welche pädagogische Rolle sie übernehmen und wie sie dabei nicht nur Schüler, Studenten und Eltern inspirieren, sondern – sozusagen als Muse – auch das staatliche Bildungswesen.



Ein- und Ausblicke am Freien Gymnasium Zürich.

KARIN HOFER / NZZ

Inhalt

WIE ALLES BEGANN

Der historische Widerstand gegen den erzieherischen Staat

Seite 3

GLOBALE EXZELLENZ

Über die Internationalität der Schweizer Privatschulen

Seite 5

INTERVIEW

Warum eine private Schule eine freie Schule ist

Seite 7

IM WETTBEWERB

Konkurrenz belebt – das gilt auch für die Volksschule

Seite 9

LERNEN BEI MAMA

Wenn Eltern ihre Kinder selber unterrichten

Seite 10

ANGEBOT UND NACHFRAGE

Was den Wunsch nach privater Bildung nährt

Seite 10

FÜNF KÖPFE

Was junge Erwachsene antreibt, sich weiterzubilden

Seite 11

IMPRESSUM: Chefredaktion: Eric Gujer. Verantwortlich für diese Beilage: Walter Hagenbüchle, Claudia Wirz. Gestaltung: Christian Güntlisberger. Redaktion und Verlag: Neue Zürcher Zeitung, Postfach, 8021 Zürich.

THERESIANUM

INGENBOHL



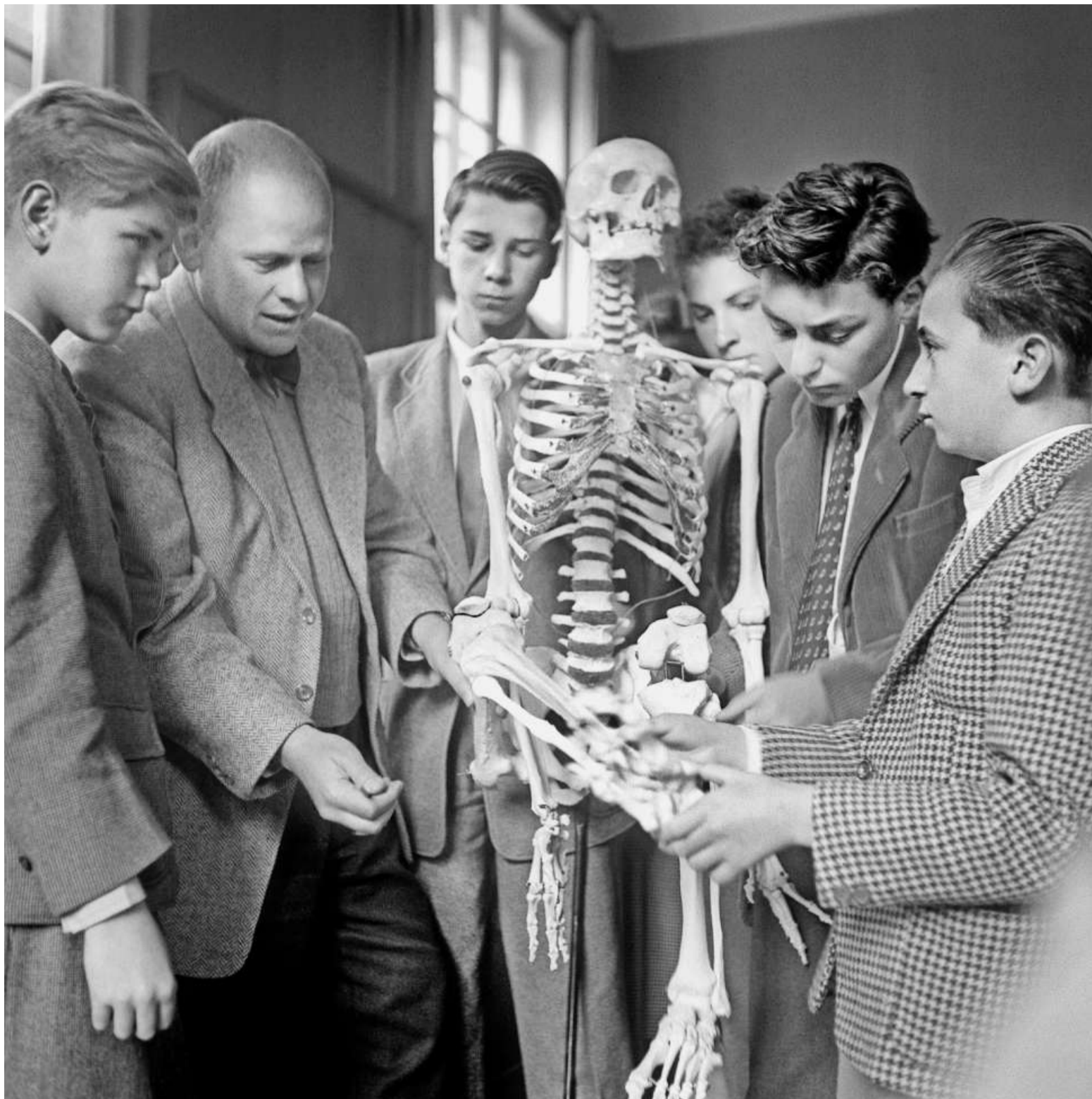
BESTE SCHULAUSSILDUNG GESUCHT? KLASSE SCHULE, FÖRDERUNG UND BEGLEITUNG PERSÖNLICH.

Das Theresianum Ingenbohl umfasst Sekundarschule, Gymnasium, Fachmittelschule und Internat. Lernen Sie uns persönlich kennen und überzeugen Sie sich von unserer «Klasse».



STIFTUNG THERESIANUM INGENBOHL • Schule und Internat • Klosterstrasse 14 • 6440 Brunnen
Tel +41 (0) 41 825 26 00 • Fax +41 (0) 41 825 26 48 • info@theresianum.ch • www.theresianum.ch





Schule in Anzug und Krawatte: Biologieunterricht am Lyceum Alpinum in Zuoz, 1948.

PHOTOPRESS/KEYSTONE

URS HAFNER

Die Schweiz – das ist das Land der qualitativ hochstehenden öffentlichen Schule. Anders als etwa in Frankreich schicken hier auch die Eliten ihre Kinder in die Volksschule, wo sie mit den Sprösslingen der Mittel- und Unterschichten in Kontakt kommen. Die Idee dahinter ist eine republikanische: Indem die Schule alle Kinder gleich behandelt und zusammenführt, schafft sie das Fundament für die nationale Integration.

Privatschulen dagegen, also privat initiierte Institutionen ohne staatliche Trägerschaft, aber teilweise subventioniert, spielen in der Schweiz eine marginale Rolle, jedenfalls auf der obligatorischen Stufe. Nur etwa fünf Prozent aller Kinder besuchen nicht die Volksschulen. Bedeutsamer sind Privatschulen im nachobligatorischen Bereich, auf der Sekundarstufe zwei, auf der nicht-universitären Tertiärstufe und in der Erwachsenenbildung. Vor allem im Tertiärbereich hat die Gewerbefreiheit zur Ansiedlung zahlreicher privater Institutionen geführt. In der Schweiz bieten gegenwärtig rund 600 Privatschulen ihre Bildungsgänge und Diplome an.

Aufklärerische Ideen

Die Geschichte der Privatschulen beginnt im 18. Jahrhundert. Damals waren sowohl der Unterricht der Klosterschulen als auch der städtischen Schulen, der beiden einzigen Schultypen, in der Regel von Kirche und Religion dominiert. Im Aufklärungszeitalter stiessen weltliche Privatschulen in Lücken vor, die von den bestehenden Instituten nicht abgedeckt wurden. In Zürich riefen reformwillige bürgerliche Kreise die Höhere Mädchenschule und das Landknabeninstitut ins Leben, die nicht Teil der kirchlichen und staatlichen Hierarchie waren.

Die Mädchenschule hob den Bildungsstand der Töchter der städtischen Oberschichten, das Landknabeninstitut

Töughterschulen und Landknabeninstitute

Die Religion war die historische Triebfeder der Privatschulen in der Schweiz. Religiöse Gruppen wehrten sich damit gegen den erzieherischen Staat.

ermöglichte auch Knaben, die aus wohlhabenden nichtstädtischen Familien kamen, schulischen Unterricht. Ihnen waren die für Stadtbürger reservierten städtischen Schulen verschlossen. In Genf wurden Klassen für Mechanik und Chemie eingeführt. Das in der frühen Industrie tätige Bürgertum spürte seine Zukunft vor.

Eine grosse Lücke füllen wollte das «Philanthropinum» in Graubünden, das von Mitgliedern der Helvetischen Gesellschaft, einer überkonfessionellen Vereinigung aufklärerisch gesinnter Bürger, gegründet wurde. Das von rund hundert Schülern besuchte kurzlebige Institut, das zwischen philanthropischer und pietistischer Ausrichtung changierte, sollte eine «freundeidgenössische» Elite heranziehen. Die Jünglinge sollten selbstbestimmt zu verantwortungsbewussten Staatsbürgern heranwachsen.

Zur gleichen Zeit entstanden in der Westschweiz Privatschulen, in denen Kinder der Deutschschweizer Eliten Französisch lernten. Berühmt für Mädchen war das pietistische Institut von Montmirail. Die Schulen richteten sich

im 19. Jahrhundert auf eine ausländische und wohlhabende Klientel aus, etwa die Ecole nouvelle in Chailly bei Lausanne oder das Institut Le Rosey in Rolle. Die Oberschichten besonders der Vereinigten Staaten und Deutschlands begrüßten die Möglichkeit, ihre Kinder in französischsprachige Elite-Internate zu schicken, die auf protestantischem Gebiet und in der politisch neutralen und stabilen Schweiz lagen.

Die Blütezeit der Privatschulen fällt in das 19. Jahrhundert, als die öffentliche Schule entstand. Die Kantone führten nach und nach den obligatorischen, unentgeltlichen und konfessionell neutralen Unterricht für alle Kinder ein. Die Bundesverfassung von 1874 verankerte die säkularisierte Volksschule. Eine Vorreiterrolle hatte die Helvetische Revolution von 1798 gespielt, indem sie die Schule von einer kirchlichen in eine staatliche Einrichtung umwandelte. Um die Qualität des Unterrichts zu verbessern, führte sie unter allen Schulen eine Umfrage durch, die sich nicht an Pfarrer und Magistraten, sondern direkt an die Lehrer richtete. Die

Helvetische Republik machte aus der Schweiz früh eine Schulhochburg.

Die Privatschulen besitzen im 19. Jahrhundert zwei Triebfedern: die Religion und, in deren Schatten, die Reformpädagogik. Erstens lehnen sich verschiedene religiöse Gruppierungen gegen die Säkularisierung der staatlichen Schule und gegen den als Volkserzieher auftretenden Staat auf. Sie sehen ihre Identität bedroht und gründen in der Folge eigene Schulen.

Vor allem im Bereich der nachobligatorischen Schule entsteht eine Reihe konfessioneller Institutionen, in Bern zum Beispiel das Evangelische Seminar Muristalden, die Neue Mädchenschule und das Freie Gymnasium. In der Westschweiz gründen freikirchliche Kreise, welche die reformierten Landeskirchen ablehnen, mehrere Schulen, in Lausanne beispielsweise das Collège Galliard für Knaben und die Ecole Vinet für Mädchen. In den katholischen Kantonen rufen Kongregationen zahlreiche Schulen ins Leben, die später in staatliche Institutionen umgewandelt werden.

Zweitens entsteht ab 1900 eine Reihe reformpädagogischer Privatschulen. Die Landerziehungsheime der Deutschschweiz sind für Kinder wohlhabender Eltern gedacht, die diese zu «Gentlemen» erziehen lassen wollen. Die Rudolf-Steiner-Schulen, die stark in Basel verankert sind, die Maria-Montessori-Schulen und die im Berner Oberland angesiedelte «Ecole d'Humanité» des deutschen Pädagogen Paul Geheeb, eines wichtigen Protagonisten der Landerziehungsheimbewegung, treten gar mit einem «sakralen Versprechen» auf, wie es der Erziehungswissenschaftler Fritz Osterwalder nennt.

Neue pädagogische Konzepte

Diese Schulen wollen mit ihrer Pädagogik bessere Menschen hervorbringen als die staatliche Schule. Die Kinder sollen nicht früh durch rigide Leistungsmessung selektiert werden und Schulbücher nach starrem Lehrplan auswendig lernen, sondern den Stoff – nicht zuletzt die musischen Fächer – nach ihrem eigenen Zeitempfinden selber erfahren und begreifen. Manche dieser Schulen haben das Erziehungswesen mit Ideen bereichert, sind aber auch negativ mit Okkultismus und Mystizismus aufgefallen. Mehrere Versuche der Steiner-Schulen, sich unter dem Schlagwort der «freien Schulwahl» öffentlich finanzieren zu lassen, sind in den letzten Jahren an der Urne gescheitert.

Während manche religiösen Privatschulen seit den 1970er Jahren an Terrain verloren haben, sind die ausschliesslich von ausländischen Jugendlichen besuchten internationalen Elite-Internate nach wie vor bedeutsam. Sie sind der Grund dafür, dass der Privatschulanteil in der Westschweiz relativ hoch ist. Zwei Drittel aller schweizerischen Privatschulen liegen in den Kantonen Genf und Waadt. Sie sind ein wirtschaftlich bedeutender Faktor. An dem hohen Stellenwert der Volksschule in der Schweiz haben sie allerdings nichts geändert.

Im globalen Wettbewerb um Exzellenz

Schweizer Privatschulen leisten einen essenziellen Beitrag an die international kompatible Bildung

GERHARD PFISTER

Für die Schweiz mit ihren vier Landessprachen war es schon immer ein Gebot, multikulturelle Bildung zu fördern. In den letzten Jahren wurde diese Entwicklung durch die Zunahme der internationalen Beziehungen, der weltweiten Mobilität und die wachsende Zahl der in der Schweiz niedergelassenen Ausländer und internationalen Unternehmen begünstigt. Ihrer pädagogischen Tradition verpflichtet, leisten die Schweizer Privatschulen einen essenziellen Beitrag an die international kompatible Bildung. Die Privatschulen weisen die für die Schweiz typischen Merkmale auf: Vielfalt, Föderalismus, Regionalismus, Mehrsprachigkeit und Internationalität. Das private Angebot umfasst alle Stufen, von berufsbegleitenden Schulen über Grundschulen, Gymnasien und Hochschulen bis zu höheren Fachschulen mit Berufsausbildung, und Erwachsenenbildung. Dank den Privatschulen besteht in der Schweiz ein differenzier-

tes und innovatives Bildungsangebot. Viele Privatschulen haben sich in den letzten Jahren als eigentliche bilinguale Schulen profiliert, lange vor den staatlichen.

Die Schweiz ist auch in der Bildungspolitik ein Ausnahmefall – und international nach wie vor unter den Besten. Pro Kopf gibt man hier mehr als in jedem andern europäischen Land für Bildung und Forschung aus, das Berufsbildungssystem führt zu einer tiefen Jugendarbeitslosigkeit, die Universitäten gehören weltweit zu den besten. Diese Exzellenz wird in der Schweiz in erster Linie von staatlichen Schulen geleistet. Die privaten Schulen haben dadurch eine ergänzende Aufgabe.

Von den Privaten lernen

Bei internationalen Bildungsabschlüssen zeigt sich ein etwas anderes Bild: Hier sind die Privatschulen, auch die Internate, dominierend. In den letzten zwanzig Jahren ist die Zahl privater

internationaler Schulen stark angestiegen, insbesondere in den wirtschaftlichen Zentren und rund um diese (Genferseeregion, «Greater Zurich Area», Region Basel). Die hervorragende Wettbewerbsfähigkeit des Standorts Schweiz zieht jedes Jahr Unternehmen, hochqualifizierte Mitarbeitende und deren Familien aus dem Ausland an, die an international anschlussfähigen Bildungsprogrammen interessiert sind, die die Staatsschulen nicht anbieten. Zunehmend sehen sich auch staatliche Schulen mit der Forderung konfrontiert, ebenfalls internationale Programme anzubieten. Auch hier spielt der Wettbewerb. Gesamtschweizerisch besuchen etwa 5 Prozent der Kinder und Jugendlichen in der Schweiz Privatschulen. Dabei gibt es grosse kantonale und regionale Unterschiede. Im Kanton Genf mit seinen vielen internationalen Organisationen und Unternehmen sind es 20 Prozent.

Heute ergänzen Privatschulen ein im Allgemeinen gutes staatliches Angebot. Sie können eine weltanschaulich geprägte Pädagogik anbieten (z. B. Rudolf-Steiner-Schulen), individueller fördern, besonderen Begabungen oder Bedürfnissen mit gezielteren und individuelleren Angeboten begegnen. Privatschulen haben die Möglichkeit, schneller Innovationen umzusetzen, auf Bedürfnisse von Kindern, Eltern oder der Gesellschaft zu reagieren. Privatschulen müssen Fortschritte machen, sonst sind sie weg vom Markt, staatliche bleiben im Markt, auch wenn Reformen nicht zielgerichtet sind.

Dabei geht die Bildungspolitik mit dem Phänomen der boomenden Privatschulszene eher nachlässig um. Man beachtet zu wenig, dass sich ein Konkurrenzangebot in Hinsicht auf die staatlichen Schulen entwickelt, das an Qualität mit diesen nicht nur mithalten kann, sondern zusätzliche Chancen bietet. Angesichts drohender Sparzwänge in den meisten Kantonen werden staatliche Schulen mit dem konfrontiert, was für private tägliche Herausforderung ist: die Ressourcen möglichst effektiv einzusetzen, mit weniger Geld die Qualität zu halten.

Hier könnten die staatlichen Schulen von den privaten lernen. Noch immer leisten sich die Staatsschulen beispielsweise Infrastrukturen zu hohen Kosten. Hier wäre Sparpotenzial ohne pädagogischen Qualitätsverlust zu realisieren. Auf der Volksschulstufe wächst in der Schweiz die Unzufriedenheit mit dem staatlichen Angebot. Ob berechtigt oder

nicht, muss man der Beurteilung des Einzelfalls überlassen. Es gibt aber die Tendenz, dass das Vertrauen in die Qualität der Schweizer Staatsschule nicht mehr so selbstverständlich ist. Manche Eltern haben das Gefühl, die Volksschule schaffe es nicht mehr, ihren Kindern die bestmöglichen Chancen für ein erfolgreiches Leben zu bieten.

Nötige und unnötige Themen

Seit mehreren Jahren verzeichnen Tagesschulen oder Internate mit internationalen Programmen eine stark wachsende Nachfrage. Aus den aufstrebenden Volkswirtschaften (ehemaliger Ostblock, China, Asien generell, Golfstaaten) kommen sehr viele Jugendliche, um in der Schweiz zu studieren. Auch für Schweizer werden diese internationalen Abschlüsse immer attraktiver. So gibt es bereits auch Kantonsschulen, die neben der klassischen Schweizer Matura das «International Baccalaureat» anbieten, das die privaten Schulen überhaupt erst in der Schweiz aufbauten.

Trotzdem nimmt man Privatschulen nur unter dem volkswirtschaftlichen Aspekt wahr. Das könnte sich rächen. Es entsteht im Schweizer Bildungssystem immer mehr eine Art Paralleluniversum. Wer über genügend Geld verfügt, kann sich heute vom ersten bis zum letzten Schuljahr private Bildungsangebote für sein Kind einkaufen, die qualitativ den staatlichen in nichts mehr nachstehen. Das ist dann bei weitem nicht mehr nur noch eine Nische, sondern bald einmal der Weg, der den Kindern und Jugendlichen bessere globale Chancen gibt als der staatliche. Bildung wird immer stärker zum interessanten Investitionsfeld, private Investoren werden mehr Kapital einsetzen können als der Staat und damit auch bessere Bedingungen für eine Elite liefern können. Wer ein Interesse daran hat, dass das staatliche Schulsystem in der Schweiz nicht zweitklassig wird, tut gut daran, diese Entwicklung im Auge zu behalten, damit die staatliche Schule gegenüber den privaten nicht ins Hintertreffen gerät.

Die Bildungspolitik bei Bund und Kantonen unterschätzt aber diese Entwicklung hin zu den Privatschulen, in der etwas selbstgerecht wirkenden Gewissheit der Errungenschaften der Schweizer Bildungspolitik der letzten 150 Jahre. Noch immer beschäftigt sich das staatliche Schulsystem vornehmlich mit sich selbst, belächelt die privaten Anbieter und verpasst es, sich vorzubere-

reiten auf das, was Globalisierung auch in der Bildung bedeuten wird. Den Privatschulen ist es recht: Sie profitieren davon, unterschätzt zu werden, und wachsen weitgehend unkontrolliert. Aber wer ein politisches Interesse daran hat, weiterhin alle Kinder und Jugendlichen ungeachtet ihrer Herkunft und des Vermögens der Eltern schulisch auf eine wettbewerbsfähige Zukunft vorzubereiten, müsste die staatlichen Schulen auf diesen Wettbewerb besser vorbereiten, vielleicht auch bereit sein, zu lernen, was Privatschulen besser und erfolgreicher machen. Wenn staatliche Schulen beispielsweise stärker unternehmerische Strukturen erhalten würden, könnten sie weiterhin in diesem Wettbewerb bestehen. Die Kantone, die das als erste begreifen und umsetzen, gehören in 20 Jahren zu den erfolgreichen Wirtschaftsstandorten hierzulande.

Zusammenfassend kann man feststellen: Private Schulen waren bis vor 15 Jahren wertvolle Nischen des schweizerischen Bildungssystems. Das änderte sich schnell. Die Globalisierung und die damit verbundene Wahrnehmung der privaten Bildung als Investitionsmöglichkeit führten dazu, dass in der Schweiz zunehmend eine parallele Bildungswelt entsteht, ohne dass der Staat hier eine Kontrollfunktion wahrnehmen kann oder will. Das führt wiederum dazu, dass vermögende Eltern ihren Kindern bessere Chancen ermöglichen können, wenn sie zu Privatschulen wechseln.

Die politische Diskussion hat diesen Trend noch nicht richtig erfasst, sondern arbeitet sich an sekundär relevanten Themen wie der Debatte um den «richtigen» Erziehungsstil ab oder bezeichnet nötige Diskussionen wie solche um die freie Schulwahl als unnötig und sozial gefährlich, statt sich zu fragen, warum solche Themen aufkommen. Wer die Chancengerechtigkeit in der Bildung hochhalten will, tut gut daran, über den staatlichen und nationalen Tellerrand hinauszuschauen. Das Verhältnis zwischen staatlichen und privaten Bildungsanbietern muss zukünftig ein partnerschaftliches sein, wo man in einem gesunden Wettbewerb zueinander steht und damit gewährleistet, dass die Schweiz weiterhin ein Land sein kann, das Bildung auf exzellentem Niveau anbietet.

Gerhard Pfister ist Präsident des Verbands Private Bildung Schweiz (PBS) und Nationalrat (csp., Zug).

Bildung

BACHELOR für individuelle Ziele

Machen Sie Karriere in **Wirtschaftspsychologie, Wirtschaftsrecht, Business Administration, Business Communication** oder **Wirtschaftsinformatik**.

Sie sind bis zu 80% berufstätig und treffen auf Dozierende, die selber zu den besten aktiven Berufsleuten ihres Fachs gehören. So entsteht durch Praxisbezug, Lehre und Angewandte Forschung die Best Practice von morgen – und Sie gestalten diese mit.

AbsolventInnen bestimmter HF-Studiengänge können den Bachelor-Abschluss mittels 4-semesteriger Passerelle erreichen.

Besuchen Sie unsere Informationsanlässe:
www.kalaidos-fh.ch/bachelor

Kalaidos Fachhochschule Wirtschaft AG
8050 Zürich, Tel. 044 200 19 19

Eidgenössisch akkreditierte und
beauftragte Fachhochschule

Kalaidos
Fachhochschule
Schweiz

Die Hochschule für Berufstätige.

LERNSTUDIO – DIE TAGESSCHULE MIT TRADITION

Mit Standorten in
Zürich und Winterthur

Die Tagesschulen des Lernstudios bieten Ihrem Kind ein ideales Umfeld für eine erfolgreiche Schullaufbahn. Strukturierter Unterricht und persönliche Lernbegleitung – von der 4. Primarstufe über die Sek A und B bis zur Mittelschulvorbereitung.

Mehr Infos unter www.lernstudio.ch

Lernstudio
Die Schule nach Mass

GYMNASIUM IMMENSEE

Chunnsch
au is
Gymi?

Schüler-
gerechtes
Aufnahme-
verfahren



Private Maturitätsschule
Tagesschule und Internat
Erfolgreiche Lernformen
Individuelle Begleitung
Zweisprachiger Unterricht

Gymnasium Immensee
CH-6405 Immensee
Bethlehemweg 12
Tel +41 (0)41 854 81 81
info@gymnasium-immensee.ch

INFOANLÄSSE 2016 FÜR LERNENDE & IHRE ELTERN

Sa 9.1. 10.00
Mi 27.1. 19.30
Mo 21.3. 19.30
Mi 30.3. 19.00

Anmeldung nicht erforderlich.
Individuelle Termine:
Telefon +41 (0)41 854 81 81

Klaus Mertes, Sie sind Direktor des Kollegs St. Blasien im Schwarzwald. Doch man kommt nicht umhin, sich vor der Institution zuerst mit Ihrer Person zu befassen. Immerhin haben Sie 2010, damals als Rektor des Canisius-Kollegs in Berlin, und auch am heutigen Wirkungskreis mit grossem Engagement sexuelle Missbrauchsfälle durch Lehrende an Einrichtungen des Jesuitenordens öffentlich gemacht. Was ist Ihre Diagnose, beschäftigen sich Politik und Kurie nun mehr mit den Opfern als mit den Tätern?

Ja, der zentrale Wechsel nach 2010 ist der Wechsel von der Institutions- zur Opferperspektive. Bis 2010 befasste man sich mit der Frage: Wie schützen wir die Institution, wie verhindern wir, dass Täter in sie eindringen? Täter wurden zu Therapeuten geschickt und nach entsprechenden Gutachten wieder in der Seelsorge zugelassen.

Die Institution schweigt nun nicht mehr? Nein, das Schweigen wurde durchbrochen, im Zentrum stehen die Aufklärung, die Begegnung mit den Betroffenen und Fragen der Prävention. Es gibt allerdings immer noch starke Kräfte, die ins Schweigen zurückkehren und Opfer ins Schweigen zurückdrücken wollen.

Ist konsequente Ahndung der Übergriffe überhaupt möglich? Viele Täter verstecken sich ja unter dem Schutzmantel des Kirchenrechts und entziehen sich so der Verurteilung durch weltliche Gerichte. Betreibt die Kirche Täterschutz?

Aufklärung ist möglich, sie ist auch geschehen, wenn auch nicht abschliessend. Die Aufklärungsberichte sind ja öffentlich zugänglich. Was weltliche Gerichte betrifft, so machen gerade Opfer die Erfahrung, dass diese in den allerwenigsten Fällen aufarbeiten, da die Taten verjährt sind oder im Fall der Fälle die Unschuldsumutung zugunsten der Beschuldigten ausschlägt. Ganz oft werden auch Grenzverletzungen und Übergriffe durch Pädagogen strafrechtlich nicht verfolgt, da sie nicht als Straftatbestände gelten, obwohl sie katastrophale biografische Langzeitfolgen haben können.

Beobachten Sie einen Unterschied im Umgang mit den Opfern der Übergriffe, seit Papst Franziskus im Amt ist?

Eine Veränderung war schon unter Benedikt zu spüren, der Themen angepackt hat, die sein Vorgänger liegenliess. Franziskus geht auf diesem Weg weiter. Inzwischen hat die Kirche unter Franziskus auch Strafverfahren für Bischöfe festgelegt, die Täter schützen und an der Vertuschung von Taten mitwirken. Aber es bleibt noch viel zu tun.

Wie lässt es sich denn in einer Art Doppelrolle leben? Sie stehen ja einer schulischen Institution vor, an der es selbst sexuelle Übergriffe gegeben hat.

Ich übernehme in meiner Eigenschaft als Kollegsdirektor die Verantwortung für die Institution gegenüber den

«Das Konzept von Jesuitenschulen kann auch von Nicht-Jesuiten getragen werden.»

Opfern – also habe ich keine Doppelrolle. Das ist ja eins der Grundprobleme, auf die Betroffene immer wieder stossen, wenn sie sich an die Institutionen wenden. Die jetzigen Vertreter der Institutionen sagen: Damit habe ich nichts zu tun, das war viel früher. Dann haben die Betroffenen keinen Adressaten mehr, auf den sie mit ihren Forderungen und mit ihrer Wut zugehen können. Meine Rolle ist zu sagen: Ihr seid bei mir an der richtigen Adresse.

Wie hat Sie persönlich die Aufdeckung der Missbrauchsfälle verändert?

Ich habe tiefe Einblicke in das Thema Gewalt bekommen, nicht nur in der Kirche, in der Schule, auch in Familien und zwischen Jugendlichen. Das hat mich verändert. Ich bin aber dankbar für die Veränderung, da sie mir Kraft gegeben hat, das Thema Gewalt in der Pädagogik anders zu sehen und anders anzugehen.

Apropos anders sehen und anders angehen: Mussten Sie sich im Zuge der Er-

«Wir sind eine freie Schule»

Pater Klaus Mertes, Rektor St. Blasien, im Gespräch



Klaus Mertes, Jesuit und Direktor des Kollegs Sankt Blasien. HANS CHRISTIAN PLAMBECK / LAIF

mittlungen auch von privaten Freunden trennen?

Ja, ich habe alte Freunde verloren, aber auch neue gewonnen. Abgrenzen musste ich mich dabei gegenüber Hass und Hassgefühlen. Für einige Opfer wurde ich in meinem Bekenntnis zur Institution Kirche, Orden und Schule zur negativen Projektionsfigur. Für bestimmte kirchliche Kreise wurde ich zum Nestbeschmutzer. Auch in der Presse gab es manchmal Übergriffe auf meine Person, die nicht mehr zwischen mir als Person und Repräsentant der Institution unterschieden und zum Beispiel Verleumdungen über mich unüberprüft verbreiteten. Das gehört wohl alles zum unvermeidlichen Preis für die Aufklärung.

Sich von der katholischen Kirche zu trennen, war für Sie nie ein Thema?

Nein. Mich erstaunt die Frage immer wieder. In der konkreten Situation der Aufklärung erlebe ich sie als Einladung in die Verantwortungslosigkeit. Und im Übrigen verdanke ich der Kirche und dem Evangelium so viel, dass ich den Tätern und Vertuschern niemals gestatten würde, mir das zu nehmen.

Gibt es denn am Kollegium St. Blasien nun neue Strategien, um sexuelle Missbräuche zu verhindern?

Die gibt es. Wenn man sexuelle Missbräuche verhindern will – und, was genauso wichtig ist: das Wegsehen, wenn sich die Symptome zeigen –, dann muss man ein Gesamtkonzept von Gewaltprävention entwickeln, das eingebettet ist in ein Konzept des sozialen Lernens. Wir haben an unseren kirchlichen Schulen Konzepte erarbeitet, Fortbildungsmassnahmen entwickelt, Kooperation mit Opferschutzorganisationen aufgenommen, Beschwerdeverfahren geklärt

und vieles mehr. Inzwischen erkundigen sich staatliche Stellen bei uns, wie wir das machen, weil die Fragestellungen auch bei ihnen angekommen sind.

Ihrem Kolleg ist ja auch ein Internat angegliedert. Birgt eine solche Einrichtung nicht eine gesteigerte Gefahr für Übergriffe?

Das ergibt sich aus der Logik der Institution. Das höchste Übergriffs-Risiko liegt ja in den Familien; auch das liegt in der Logik der Institution Familie. Das Einzige, was daraus folgt, ist, dass die Verantwortlichen die Risiken kennen müssen und im Fall der Fälle klar intervenieren. Dann können die Institutionen ihre Stärken entfalten: Gemeinschaftserfahrung, soziale Kompetenzen fördern, Bildungserfahrungen ermöglichen.

Es gibt aber auch Übergriffe, die nicht so offenkundig sind.

Ja, zum Beispiel in der Sprache. Ich muss schon bei mir selbst aufpassen, dass ich nicht mit Ironie an der falschen Stelle Grenzen bei Schülern verletze. Entsprechendes erwarte ich auch von den Kollegen und Kolleginnen. Die richtige Nähe und Distanz auszutarieren, ist eine tägliche Aufgabe. Kürzlich debattierten wir bei uns darüber, ob es angemessen ist, wenn Schüler mit Lehrern über Facebook kommunizieren. Unsere Antwort: Nein, es ist nicht angemessen. In zwei Fällen hatten wir es mit familiären sexuellen Übergriffen zu tun. Da haben sich unsere Instrumente zur fachlich angemessenen Intervention bewährt.

Wechseln wir das Thema, und sprechen wir über Schulführung. Auf Social-Media-Kanälen wird Ihnen bisweilen der Vorwurf gemacht, Sie würden das Kollegium St. Blasien noch immer als Jesuitenschule vermarkten, obwohl es nur noch

wenige Lehrkräfte aus dem Jesuitenorden an der Schule gibt.

Was stimmt, ist: Durch den Rückgang der Nachwuchszahlen im Jesuitenorden in den letzten 30 Jahren sind wir viel weniger Jesuiten am Kolleg – in St. Blasien vier aktive und sechs Pensionäre.

Der Vorwurf ist also berechtigt?

Nein, denn das Konzept von Jesuitenschulen kann auch von Lehrern mitgetragen werden, die keine Jesuiten sind – manchmal sogar besser. Darum haben wir vor zwei Jahren ein «Zentrum für ignatianische Pädagogik» in Ludwigs-hafen gegründet, in dem wir Kolleginnen und Kollegen mit den spirituellen und pädagogischen Traditionen des Ordens vertraut machen.

Vor mir liegt eine Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung zur Rolle der Privatschulen in Deutschland von 2011. Demnach gab es 2009 in Deutschland 3057 allgemeinbildende Schulen in privater Trägerschaft, die von rund 700 000 Schülerinnen und Schülern besucht wurden. Innerhalb von rund 15 Jahren konnten damit die Privatschulen innerhalb Deutschlands ihren Marktanteil von 4,8 auf 7,7 Prozent steigern. Gelten diese Eckdaten auch im ablaufenden Jahr 2015 noch? Mir ist nichts Gegenteiliges bekannt.

Wie entwickeln sich denn die Schülerzahlen im Kolleg St. Blasien?

Was die externe Schülerzahl betrifft, so kämpfen wir mit dem demografischen Rückgang. Auch im Internat kämpfen wir wie alle Internate mit rückläufigen Zahlen. Das hat strukturelle Ursachen: Die flächendeckend eingeführten Ganztagschulen stellen eine neue Konkurrenz dar. Die staatlichen Schulen haben in den letzten Jahren an Qualität zugelegt. Das freut mich für die Jugendlichen dort und spornt uns an, uns nicht auf unseren Lorbeeren auszuruhen.

Wer subventioniert sie? Nur in den seltensten Fällen sind ja Privatschulen imstande, sich selbst zu finanzieren.

Wir sprechen lieber von «Freien Schulen», da wir ja staatlich anerkannte Abschlüsse produzieren. Damit agieren wir im öffentlichen Interesse. Für die Schule bekommen wir bis anhin pro Schüler rund 77 Prozent der Kosten eines Schülers an einer staatlichen Schule vom Land refinanziert. Den Rest bringen wir durch das gering bemessene Schulgeld auf sowie durch Zuschüsse von Kirche und Orden, Letztere in Form von mehr oder weniger kostenloser Arbeit der Jesuiten auf Basis des Armutsgelübdes. Das Internat finanziert sich aus Internatsbeiträgen der Eltern.

Mit welchen Argumenten überzeugen Sie die Eltern potenzieller Kollegschüler, ihre Sprösslinge hierher zu schicken?

Ich mache keine Propaganda gegen staatliche Schulen, wir nehmen nur Schüler ins Internat auf, die wirklich selbst wollen. Unsere Exzellenz sehe ich im inhaltlichen Profil, in der Internationalität und der internationalen Vernetzung im weltweiten System der Jesuitenschulen. Der Samstagunterricht ermöglicht uns zudem eine entspanntere Umsetzung des achtjährigen Gymnasiums.

Wir halten am Gymnasium wegen seines auf Nachhaltigkeit angelegten Spracherwerbs und seines Verständnisses von Allgemeinbildung fest.

Wechseln wir zum Schluss zur Aktualität. Mit den schrecklichen IS-Attacken in Paris ist der Terror in neuer Dimension ins Herzen Europas getragen worden. Ist auch im Kolleg die Angst gewachsen, Opfer einer Attacke zu werden?

Das wäre eine zu enge Beschreibung von Ängsten. Die Jugendlichen spüren die atmosphärischen Veränderungen und erleben die Verunsicherung. Sie reagieren aber äusserst vernünftig und sagen: Wir lassen uns nicht nervös machen, wir verändern jetzt nicht unsere Lebenskultur, denn genau das wollen ja die Terroristen erreichen.

Gelingt es Ihnen in Ihrem Wirkungskreis, den Unterschied zwischen der Flüchtlingsdebatte und der drohenden Terrorgefahr transparent zu machen?

Ja, das ist uns ein sehr wichtiges Anliegen. Unsere Jugendlichen haben auch ganz konkret Kontakt zu den Flüchtlingen, die hier in St. Blasien im Asylbewerberheim wohnen. Das hilft, die Dinge zu unterscheiden.

Wurde schulisch im Rahmen des Unterrichts auf die Ereignisse eingegangen?

Selbstverständlich. Wir gehen auf die damit verbundenen Themen aber auch grundsätzlicher ein. Das Verhältnis von Religion und Gewalt, der Dialog zwischen Islam und Christentum gehört hier ins Curriculum. Mit dem Jesuiten-Flüchtlingsdienst kooperieren wir seit

«Wir ändern bei uns nicht die Schulkultur, denn das wollen die Terroristen erreichen.»

Jahren auch pädagogisch. Wir bemühen uns darum, liturgische Ausdrucksformen für das Entsetzen, den Schmerz und die Ängste zu finden, wenn solche Ereignisse wie die in Paris den Rhythmus des Alltags durchbrechen.

Unter den Flüchtlingen, die in Deutschland einreisen, sind zunehmend Kinder im Schulalter, die zum Teil ohne Eltern angekommen sind. Kann das deutsche Schulsystem ihre Integration schaffen?

Alle sind gefordert. Auch bei uns in St. Blasien kommen jugendliche Flüchtlinge an. Aber die Schulen brauchen Unterstützung, damit sie diese grosse Aufgabe auch bewältigen können.

Werden im Kolleg St. Blasien bereits Flüchtlingskinder unterrichtet?

Wir kooperieren mit den Ämtern beim Deutschunterricht für Flüchtlinge in unseren Räumen. Wir würden auch gern eine Willkommensklasse für Flüchtlingskinder eröffnen, aber erhalten dafür keine öffentlichen Gelder. Das halten wir für ungerecht. Wir sind dennoch auf eigene Rechnung tätig geworden.

Interview: Walter Hagenbüchle

ANZEIGE

FREIES GYMNASIUM ZÜRICH

gegründet 1888



Von der Vorbereitungsklasse bis zur Maturität: anspruchsvoll und familiär

Info-Anlass zum schulischen Angebot

Samstag, 5. Dezember 2015
10 Uhr, Zimmer 605

Weitere Info-Anlässe: www.fgz.ch

The monolingual and bilingual way at FGZ

THOMAS BERNET

Private und öffentliche Mittelschulen agieren auf ein und demselben Bildungsmarkt. An die Stelle des distanzierten Nebeneinanders könnte eine Zusammenarbeit treten, die der ganzen Mittelschullandschaft zugutekäme.

Die Schweiz verfügt über ein gut funktionierendes öffentliches Schulwesen. Wenn man die Zahlen betrachtet, spielen die Privatschulen in unserem Bildungssystem eine Nebenrolle. Der Anteil der Privatschüler liegt im Kanton Zürich auf der Sekundarstufe I bei 7 Prozent, auf der Sekundarstufe II bei knapp unter 15 Prozent. Zwar haben die Schweizer Privat- und Internatsschulen eine lange Tradition und insbesondere im Ausland einen guten Ruf, aber innerhalb des Landes begegnen die nichtstaatlichen Gymnasien Vorbehalten. Mit Geld könne man alles kaufen, auch die Matur, hört man bisweilen.

Vergessen wird dabei, dass private Mittelschulen mit staatlich anerkannter Matur wie das Freie Gymnasium Zürich der Aufsicht kantonaler Organe unterstehen und eher strenger kontrolliert werden als öffentliche Gymnasien. Dies liegt durchaus im Interesse seriöser Privatschulen, die so ihre Qualität beweisen können. Im zunehmend internationaler werdenden Umfeld gewinnen die privaten Schulen sowohl auf der Primar- als auch auf der Sekundarstufe an Bedeutung. Es gelingt ihnen besser als der an allen Fronten geforderten Volksschule, auf die spezifischen Bedürfnisse bildungsnaher Kreise zu reagieren. Ein Beispiel dafür sind die zahlreichen zweisprachigen Schulen, die in den vergangenen eineinhalb Jahrzehnten rund um den Zürichsee entstanden sind.

Privater Anschlag

Die Einführung zweisprachiger Lehrgänge zeigt, was Innovationen von Privatschulen auch im öffentlichen Schulwesen auszulösen vermögen. Im Jahr 2000 erhielt das Freie Gymnasium Zürich, unterstützt vom damaligen Bildungsdirektor Ernst Buschor, als erstes Gymnasium im Kanton die Genehmigung, einen deutsch-englischen Ausbildungsgang zur Matur anzubieten. Es dauerte dann kaum ein Jahrzehnt, bis 18 kantonale Mittelschulen ebenfalls zweisprachige Lehrgänge einrichteten und damit attraktiver wurden.

Eine Reformwelle erfasste im ersten Dezennium des neuen Jahrhunderts das Bildungswesen. Die nunmehr teilautonomen kantonalen Mittelschulen, die sich im Kanton Zürich angesichts der freien Schulwahl neu positionieren mussten, entwickelten ihre eigenen Profile und steigerten ihre Anziehungskraft.

Sinnvolle Reformprojekte wie die gezielte Förderung des selbstorganisierten Lernens gerieten aber unter dem Druck behördlicher Vorgaben stellenweise zu Zwangsübungen und führten mitunter zu einer gewissen Frustration des Lehrpersonals. Die privaten Mittelschulen konnten und können ihren Spielraum in einem Klima zunehmender Reformmüdigkeit bewahren. Sie spüren die Konkurrenz der attraktiver gewordenen Kantonsschulen, können aber agiler auf die Bedürfnisse ihrer potenziellen Kundschaft reagieren. Dank individueller Betreuung, gezielten Förderprogrammen für Kinder mit unterschiedlichem Bildungshintergrund, flexiblen Programmen für speziell begabte, sportlich oder musikalisch ambitionierte Schüler bewahren sie ihre Attraktivität.

Heutzutage lässt sich das Verhältnis des Staats zu den privaten Mittelschulen als distanziert-wohlwollend bezeichnen. Die Tendenz zur staatlichen Regulierung ist zwar deutlich spürbar. Unter dem Gesichtspunkt der Wirtschaftsförderung im Grossraum Zürich besteht aber auch ein von den Behörden anerkanntes öffentliches Interesse, über ein privates Schulangebot zu verfügen, das international vernetzte Zuzüger anspricht. Allerdings scheint im derzeit herrschenden gesellschaftspolitischen Klima, in dem jegliche Form von Eliteförderung skeptisch betrachtet wird, die staatliche Förderung der privaten Schulen nicht opportun. Dabei erlaubt das Zürcher Mittelschulgesetz von 1999 explizit Subventionen an nichtstaatliche Mittelschulen mit schweizerisch anerkannten Abschlüssen wie das Freie Gymnasium Zürich und sechs weitere



Vorbereitung für den grossen Auftritt. Blick hinter die Kulissen der jährlichen Theaterproduktion am Freien Gymnasium Zürich.

KARIN HÖFER / NZZ

Kooperation statt Konkurrenz

Wie private Mittelschulen das öffentliche Schulsystem ergänzen und dank Agilität und Innovationskraft stimulieren können.

Institute. Diese Unterstützung wurde aber noch nie gewährt. Wünschbar ist sie vonseiten der privaten Mittelschulen nur dann, wenn sie ihre Gestaltungsfreiheit nicht einschränkt.

Die Zeichen stehen im Schulwesen nach langen Jahren der Reformen momentan – wie auch die neue Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner betont – auf bildungspolitischer Beruhigung und Konsolidierung. Allerdings steht die gesellschaftliche Entwicklung nicht still, und damit werden sich auch die Mittelschulen wandeln müssen. Der Einbezug der Informatikwissenschaften beispielsweise gehört zu den allgemeinbildenden Aufgaben der Gymnasien, findet aber im engen Korsett der staatlichen Vorgaben keinen Platz. Wie wäre es, wenn der Staat sich seiner qualitativ hochstehenden privaten Schulen besinnen

und ihnen die Freiheit einräumen würde, als Laboratorien für die Implementierung des Informatik-Unterrichts zu wirken? Er könnte damit die öffentlichen Gymnasien von neuen Reformvorhaben verschonen und würde die Innovationsfreude der Privaten nutzen. Denn nichtstaatliche Schulen sind in der Lage, schneller, gewandter und kostengünstiger zu handeln als Kantonsschulen, die im relativ starren Gefüge der Bildungshierarchie verortet sind.

Dazu brauchte es ein Konzept der Schulentwicklung, das nichtstaatliche und öffentliche Gymnasien gleichermaßen einbezieht, und die Bereitschaft, den privaten Mittelschulen gewisse Freiheiten einzuräumen, die letztlich dem öffentlichen Schulwesen dienen könnten. So kühn diese Überlegungen scheinen mögen, sie lassen sich auch dadurch

rechtfertigen, dass die privaten Mittelschulen die Staatskasse jährlich um viele Millionen Franken entlasten. Institute wie das Freie Gymnasium Zürich finanzieren sich aus den Schulgeldern, die die Eltern bezahlen, sind nicht gewinnorientiert und investieren ihre Erträge in die Qualität des Unterrichts.

Ein bereichernder Austausch

Als eine Konkurrenz zum öffentlichen Schulsystem sehen sich die Privaten gewiss nicht. Vielmehr stellen sie eine Ergänzung dar, die beide Seiten stimulieren kann. Eltern, die ihre Kinder – oft unter grossen finanziellen Entbehnungen – an eine Privatschule schicken, suchen in der Regel eine gute individuelle Betreuung und eine Ausbildung, die eine erfolgreiche Zukunft in Stu-

dium und Beruf verheisst. Um bestehen zu können, feilen die Schulen in freier Trägerschaft stets an ihrer Qualität. Sie messen sich an den andern Akteuren – privaten oder staatlichen – auf dem Bildungsmarkt, suchen aber auch punktuell die Kooperation. Dass gemeinsame Projekte privater und öffentlicher Mittelschulen bereichernd sind, zeigt etwa das Projekt «Legio X» zur Förderung eines lebendigen Lateinunterrichts, das vom Freien Gymnasium Zürich gemeinsam mit Kantonsschulen getragen wird. Es bleibt zu hoffen, dass solche Experimente Schule machen. Denn der Austausch zwischen privaten und staatlichen Schulen kommt sicher dem öffentlichen Bildungssystem zugute.

Thomas Bernet ist Rektor am Freien Gymnasium Zürich.

KATRIN SCHREGENBERGER

Plötzlich sass sie wieder auf einer Schulbank, in Reih und Glied. Musste aufstrecken und sich in Geduld üben, wenn jemand aus der Klasse Verständnisprobleme hatte. «In der Berufsschule war es am Anfang etwas komisch, immer alles mitmachen zu müssen, was vorgegeben war, und nicht selbständig vorwärtsmachen zu können», erinnert sich Jael Bischof, 36 alt und heute Treuhänderin. Die Zürcherin hat die Hälfte ihrer obligatorischen Schulzeit im Heimunterricht, heute als «Homeschooling» bekannt, absolviert. Ihre sechs jüngeren Geschwister gar noch mehr Zeit. Den Klassenunterricht hat sie im ersten Vierteljahr der Lehre als «speziell» empfunden, sich dann aber schnell daran gewöhnt.

Schülerzahl unbekannt

Die Homeschooling-Szene in der Schweiz ist kaum erforscht. Einzig eine Masterarbeit der Pädagogischen Hochschule Luzern liefert teilweise zuverlässige Erkenntnisse. So stellt diese Arbeit erstmals Zahlen zu den Homeschoolern in der Schweiz zusammen: Im Jahr 2007/2008 wurden demnach 357 Kinder in 213 Familien privat unterrichtet.

Der Homeschooling-Verein «Bildung zu Hause» hat nach eigenen Angaben 390 Mitglieder, wobei die erst vor kurzem gegründeten neuen Sektionen des Welschlandes noch nicht dazugezählt sind. Bis anhin rechnete der Verband mit rund 500 Heimschülern in der Schweiz. Nun, da sich die welsche Szene kantonal organisiert hat, geht der Vereinspräsident Willi Villiger von deutlich mehr Schülern aus.

Im Jahr 2014/15 lernten in den beiden Homeschooling-Oasen, den Kantonen Bern und Aargau, sowie im Kanton Zürich laut Behördenangaben zusammen 349 Schüler bei ihren Eltern. Allein diese Kantone erreichen also schon fast die Zahl, die 2008/2009 für die ganze Schweiz galt. Obwohl die Anzahl der Homeschooling-Kinder also relativ klein ist – die Szene wächst. Der Vereinspräsident von «Bildung zu Hause»,

Lernen bei Mama

Immer mehr Eltern unterrichten ihre Kinder zu Hause. «Homeschooler» haben dabei auch die Wiederherstellung der traditionellen Familie im Blick.

der Oberstufenlehrer Willi Villiger, kommt aus dem Aargau und dies ist kein Zufall. Gerade im Aargau ist die gesetzliche Ausgangslage, die in den verschiedenen Kantonen sehr unterschiedlich ist, für Homeschooler günstig: Hier können Eltern ihre Kinder ohne jegliche pädagogische Ausbildung selber unterrichten, wobei sie sich an den Lehrplan halten müssen. Einmal im Jahr kommt ein Inspektor vom Schulamt vorbei, um den Wissensstand und die Lernverhältnisse der Kinder zu überprüfen. Zurzeit absolvieren 126 Kinder im Aargau ihre Schulzeit im Heimunterricht.

Dass die Verhältnisse für Homeschooler im Kanton Aargau so angenehm bleiben, dafür setzt sich der Verband stark ein – bis jetzt erfolgreich. Die CVP-Grossrätin Marianne Binder forderte den aargauischen Regierungsrat im Jahr 2014 mit einem Postulat dazu auf, Massnahmen für bessere Qualitätskontrolle der Homeschooler zu prüfen. Sie wollte Leistungstests und häufigere, auch unangemeldete Besuche der Inspektoren einführen. Ausserdem plante sie, Kurse für angehende Homeschooler auf die Beine zu stellen. Auf die Idee sei sie gekommen, weil Behörden sie ange-

sprochen hätten, um von – vereinzelt – Missständen unter Homeschoolern zu berichten, sagt sie auf Anfrage. Öffentlich in Erscheinung treten wollten diese Kritiker aber nicht – nicht zuletzt wegen des Amtsgeheimnisses, dem sie unterstehen. Doch auch unter Gewährleistung der Anonymität stellte sich auf Anfrage niemand zur Verfügung.

Auf dem politischen Parkett stiess Binder auf enormen Widerstand. «Die Heftigkeit der Reaktionen hat mich überrascht, das war, als ob ich in ein Wespennest gestochen hätte», sagt Binder. Vor allem aus SVP-Kreisen sei vehement protestiert worden. Das Postulat lehnten schliesslich sowohl der Regierungsrat als auch eine Mehrheit des Grossen Rates ab. Die Begründung lautete, dass im Kanton nur rund 100 Kinder betroffen seien.

Abschottung als Gefahr

Politik ist das eine, die Praxis das andere. So besuchen Inspektoren Homeschooling-Familien im Kanton Zürich in der Regel nach vereinbartem Termin, auch wenn sie sich aus gesetzlicher Sicht nicht anmelden müssten. Im Kanton werden

gegenwärtig 119 Kinder im Heimunterricht unterwiesen, nur 49 davon allerdings über länger als ein Jahr. Seit der Annahme des neuen Volksschulgesetzes 2005 müssen Eltern ein Lehrerpapier vorweisen, wenn sie ihr Kind länger als ein Jahr zu Hause unterrichten wollen, wobei das Papier nicht mit der zu unterrichtenden Stufe übereinstimmen muss. Deshalb sind etliche Familien von Zürich in den Aargau oder nach Appenzell Ausserrhodens gezogen, wo kein Lehrerpapier notwendig ist; die Fallzahlen im Kanton Zürich sind daher stark gesunken. Ebenfalls verringert hat sich die Anzahl problematischer Homeschooling-Familien, wie Martin Wendelspiess, Amtschef der Zürcher Bildungsdirektion, sagt. Heute gebe es pro Jahr nur noch zwei bis drei Familien, bei denen Homeschooling als Vorwand benutzt werde, ihren Kindern nichts oder nur wenig beizubringen.

Doch nicht nur der Lernstand der Schüler muss überprüft werden. Soziale Abschottung durch die Eltern ist ebenfalls eine Gefahr, die auch Wendelspiess erkennt. Wären da unangemeldete Kontrollen nicht sinnvoller? «Ob jemand sein Handwerk versteht oder nicht, sieht

man auch bei angemeldeten Kontrollen», sagt der Amtschef. Ausserdem zählt Wendelspiess auf die Kinder: «Kinder verstellen sich nicht. Würde der Lehrer etwas völlig anders machen als sonst, würde dies sofort entblösst.»

Zurück zur Familie

Trotzdem bleibt die Frage, weshalb sich der Verein so gegen striktere Kontrollen wehrt. «Standardisierte Leistungstests würden wir begrüssen», sagt Willi Villiger, der seine zehn Kinder selber unterrichtet hat. «Was wir mit Nachdruck verworfen haben, sind unangemeldete Hausbesuche, das ist ein Eingriff in die Privatsphäre», fährt er fort.

Doch weshalb überhaupt den Aufwand der privaten Schulung betreiben? Die Motivation der Homeschooler kommt aus verschiedenen Richtungen. Einige Familien wollen ihre Kinder aus religiösen Gründen zu Hause unterrichten, bei anderen steht ein Streit mit Lehrern am Anfang des Heimunterrichts, wieder andere wollen alternative Lernformen praktizieren. Die meisten aber teilen die kritische Haltung gegenüber der Volksschule und dem Staat.

Willi Villiger, der ausserdem ein dezidiert Gegner des Lehrplans 21 ist und sich in der Bildungskommission der SVP Schweiz dagegen engagiert hat, erklärt die Haltung vieler Homeschooler so: «Die Familie wird heute immer mehr vom Staat vereinnahmt. Die Homeschool-Bewegung will den privaten Raum zurückerobern.» Durch den Heimunterricht solle die «ursprüngliche» Funktion der Familie wieder hergestellt werden. Da meistens die Mutter das Homeschooling durchführe, werde ihre Rolle gestärkt und aufgewertet. «Die Mutter übernimmt nicht nur die Erziehung sondern auch den Bildungsauftrag.» Dies sei für viele Mütter erfüllend – auch, weil sie dabei selber wieder zu Lernenden würden. «Dies führt zu einer Familienkultur, wie es sie heute nur noch selten gibt», sagt Villiger. Homeschooler wollen also zurück zur Familie, zurück zu den traditionellen Rollenbildern und zurück ins Heim.

Was die privaten Schulen anders macht

Permanenter Reformdruck und die Neigung zur institutionellen Verwaltung in der öffentlichen Schule nähren den Wunsch nach privater Bildung. Für den Bildungserfolg zentral ist eine Schulwahl, die sich an den individuellen Voraussetzungen des Kindes orientiert.

URSINA PAJAROLA

Als Privatschule stellen wir uns oft die Frage, was die privaten Schulen besser können als die staatlichen, insbesondere dann, wenn sich die politische Debatte mit der Chancengerechtigkeit in der Bildung befasst und der Vorwurf mitschwingt, der Bildungserfolg der Kinder hänge nur vom Portemonnaie der Eltern ab und private Schulen seien elitär.

Aber auch dann, wenn die öffentliche Hand ihr Bildungswesen entlang einer Weiterentwicklung des Bildungsverständnisses reformiert, ertönen kritische Stimmen, die das öffentliche Bildungssystem hinterfragen. So geschehen etwa im Zuge der Umsetzung des neuen Volksschulgesetzes im Kanton Zürich, welches einen Unterricht nach Grundsätzen der Integration fordert und in dem die Volksschule sich fortan als Lernort für gemeinsames Lernen sämtlicher Schülerinnen und Schüler zu verstehen hat.

Die Sache mit der Integration

Lehrpersonen sehen sich mit der Anforderung konfrontiert, ihren Unterricht nach dem Motto der «Individualisierung» zu bewerkstelligen, ohne jedoch ausreichend zeitliche und personelle Ressourcen zur Verfügung gestellt zu bekommen, die ein auf die Bildungsbedürfnisse abgestimmtes Unterrichten erlauben würden. Trotz grossen Be-

mühungen der Lehrpersonen, das Beste aus dem gegebenen Setting zu machen, gibt es Schülerinnen und Schüler, die dabei untergehen.

Die individuellen Bildungsbedürfnisse, die es laut diesen Konzepten zu berücksichtigen gilt, werden zwar erkannt, paradoxerweise bleiben sie oftmals aufgrund zu grosser Klassen, zu knapper Zeit oder sozial-dynamischer Probleme unbefriedigt. Diese Entwicklung zeigt, dass die Integration in Regelklassen vielerorts gescheitert ist; Lehrpersonen werden mit stark verhaltensauffälligen Schülerinnen und Schülern alleine gelassen, sind überfordert, und das Schulklima insgesamt leidet. Die Frage, ob die öffentliche Schule hinsichtlich Bildungsqualität keine Abstriche machen muss, liegt auf der Hand. Auch die Tatsache, dass die gegenwärtige Bildungspolitik mit ihrem reformgetriebenen Engagement dazu beiträgt, dass das Aufgabenvolumen von Schulen und Lehrpersonen weiter anwächst, nährt den Wunsch nach privater Bildung.

Daneben erhitzt auch die Debatte über den Lehrplan 21 die Gemüter. Die Gefahr einer Verabsolutierung der Kompetenzorientierung besteht darin, die Umsetzung des Unterrichts und damit aller Unterrichtsaktivitäten auf standardisierte Kompetenzen ausrichten zu müssen. Diese Ausrichtung ermöglicht zwar eine Messbarkeit und Vergleichbarkeit der Leistungen, geht aber auf Kosten der Lerninhalte. Gemeint ist,

dass eine Bildung, die Wissen, Können, Handlungsfähigkeiten und Persönlichkeitsentwicklung heranbilden will, deshalb auf Unterrichtsaktivitäten gründen sollte, die bei den Schülerinnen und Schülern die Faszination für die Lerngegenstände wecken. Ebenfalls gibt es die Befürchtung, dass mit dieser Ideologie auch dafür gesorgt ist, einen kreativen und motivierenden Unterricht zu behindern.

Ein Zuviel an Reformen

All diese Entwicklungen verdeutlichen, dass das staatliche Bildungswesen zwar mit qualitativ guten bis sehr guten Bildungsangeboten für alle Schichten punkten kann, der permanente Reformdruck und die Neigung zur institutionellen Verwaltung aber dazu führen, nicht allen Bildungsbedürfnissen Rechnung tragen zu können. So gelingt es nur wenigen Schulleitungen, den vorgegebenen Rahmen zu sprengen und sich mit Ideen der Schulgestaltung, die den Spagat zwischen Wissensvermittlung und Persönlichkeitsbildung schaffen, zu positionieren. Diesen Trends zum Opfer fallen häufig Schülerinnen und Schüler, die sich nicht dem Strom der breiten Masse anpassen können oder wollen, sei es etwa aus Gründen der Über- oder Unterforderung.

An dieser Stelle kommen die privaten Schulen ins Spiel; in den Augen vieler Eltern können diese auf die Schwie-

rigkeiten ihrer Kinder vielversprechendere Antworten formulieren, als sie es bisher gewohnt waren.

Die Eltern wünschen sich für ihre Kinder kleinere Klassen, motivierte Lehrpersonen und eine individuelle Förderung und Betreuung, die sowohl das soziale als auch das stoffliche Vorankommen ermöglichen sollte. Im direkten Kontakt mit den Eltern ist zudem häufig zu hören, dass sie die gegenwärtige Situation an den öffentlichen Schulen kritisieren. Insbesondere überforderte Lehrpersonen und ständige Reformen, die den Schulbetrieb behindern, verunsichern die Eltern derart, dass sie zweifeln, ob die öffentlichen Schulen ihre Kinder gut auf die weitere Schullaufbahn oder die nahende Ausbildung vorbereiten.

Weniger Staat – mehr Schule

Die Vorteile der privaten Schulbildung sind zahlreich; da sich die staatlichen Steuerungseingriffe auf ein Minimum reduzieren, können private Schulen oftmals innovative pädagogische Impulse setzen und mit «massgeschneiderten» Angeboten auftrumpfen. Bei der Auswahl der Lehrpersonen wird darauf geachtet, dass diese zum Schulungskonzept passen, was zu einer hohen Identifikation mit der Schulkultur führt. Eine intensive Schülerbetreuung ist an vielen Privatschulen seit je Programm; die Klassengrößen sind vielerorts deutlich klei-

ner, manche Anbieter führen gar Einzelunterricht. Dadurch können die Lehrpersonen gezielt auf die Stärken und Schwächen der Schülerinnen und Schüler eingehen. Die intensive, auf das individuelle Lernprofil ausgerichtete Beschulung führt erwiesenermassen zu besseren Lernergebnissen. Viele Kinder, die in den öffentlichen Schulen gescheitert sind, rüssieren, weil sie nun ihrer eigenen Lerngeschwindigkeit folgen können.

Zusätzlich unterstützend wirkt der Umstand mit, dass sich zahlreiche Privatschulen als Ganztageschulen organisieren und die Betreuung ausserhalb der Unterrichtszeiten gewährleistet ist. Je nach Privatschule komplettieren attraktive Wahlfachangebote, Lerntechnik-Workshops oder Coachings das Spektrum der Förderprogramme.

Unbestritten ist, dass Privatschulen nicht immer per se die bessere Wahl sind, obwohl viele Konzepte überzeugen und für eine bessere Schulbildung werben. Für einen nachhaltigen Bildungserfolg viel entscheidender ist, dass sich die Eltern bei der Schulwahl entlang der individuellen Voraussetzungen des Kindes orientieren und ein Angebot wählen, das Entwicklung und Entfaltung bestmöglich fördert.

.....
Ursina Pajarola ist Unternehmensleiterin der Lernstudiotruppe AG Zürich. Das Lernstudio ist eine private Tagesschule im Kanton Zürich, die von der Mittelstufe bis zum Progymnasium führt sowie Angebote im Kurs- und Nachhilfebereich erbringt.

Der Netzwerker

Tino Müller
B. Sc. in Betriebsökonomie



Ein Studium zu machen, war schon immer mein Wunsch gewesen. Als gelernter Pflegefachmann entdeckte ich während meiner Weiterbildung zum Führungsfachmann

mein Interesse an betriebswirtschaftlichen Themen. Die FFHS bietet mir als einzige Fachhochschule die Möglichkeit, einen eidgenössisch anerkannten Bachelor in Betriebsökonomie zu absolvieren und gleichzeitig Vollzeit meinem Beruf nachzugehen. So wagte ich also 2013 das grosse Abenteuer. Klar, es ist natürlich immer wieder eine grosse Herausforderung, die nötige Disziplin fürs Selbststudium aufzubringen sowie Beruf, Lernen und Freizeit unter einen Hut zu bringen.

Die Mühe zahlt sich aber aus. Dank dem Studium kann ich mir ein spannendes Kontaktnetzwerk aus den verschiedensten Bereichen und Branchen aufbauen. Ich schliesse nicht aus, irgendwann einmal dem Gesundheitswesen den Rücken zu kehren und etwas ganz anderes zu machen. Den Bereich Marketing und Kommunikation finde ich zum Beispiel sehr spannend. Entsprechend werde ich mich wohl auch auf neue Semester für diesen Schwerpunkt entscheiden.

Aber nicht nur für die Zukunft bietet mir mein Studium gute Perspektiven. Schon in meiner jetzigen Funktion als Pflegeleiter im Spital Münsterlingen profitiere ich vom bereits Gelernten und kann es anwenden. Ich erweitere nicht nur mein Wissen in Betriebsökonomie; seit ich studiere, habe ich auch so einiges über mich selbst dazu gelernt. So war mir bis anhin gar nicht bewusst, dass ich für Fächer wie Mathematik oder Statistik noch Talent habe.

Die Sportliche

Nadine Schmid
B. Sc. in Betriebsökonomie



Für mich war immer klar, dass ich mein 100-Prozent-Pensum als Leiterin einer Geschäftsstelle der Raiffeisenbank nur des Studiums wegen nicht reduzieren wollte. Dabei

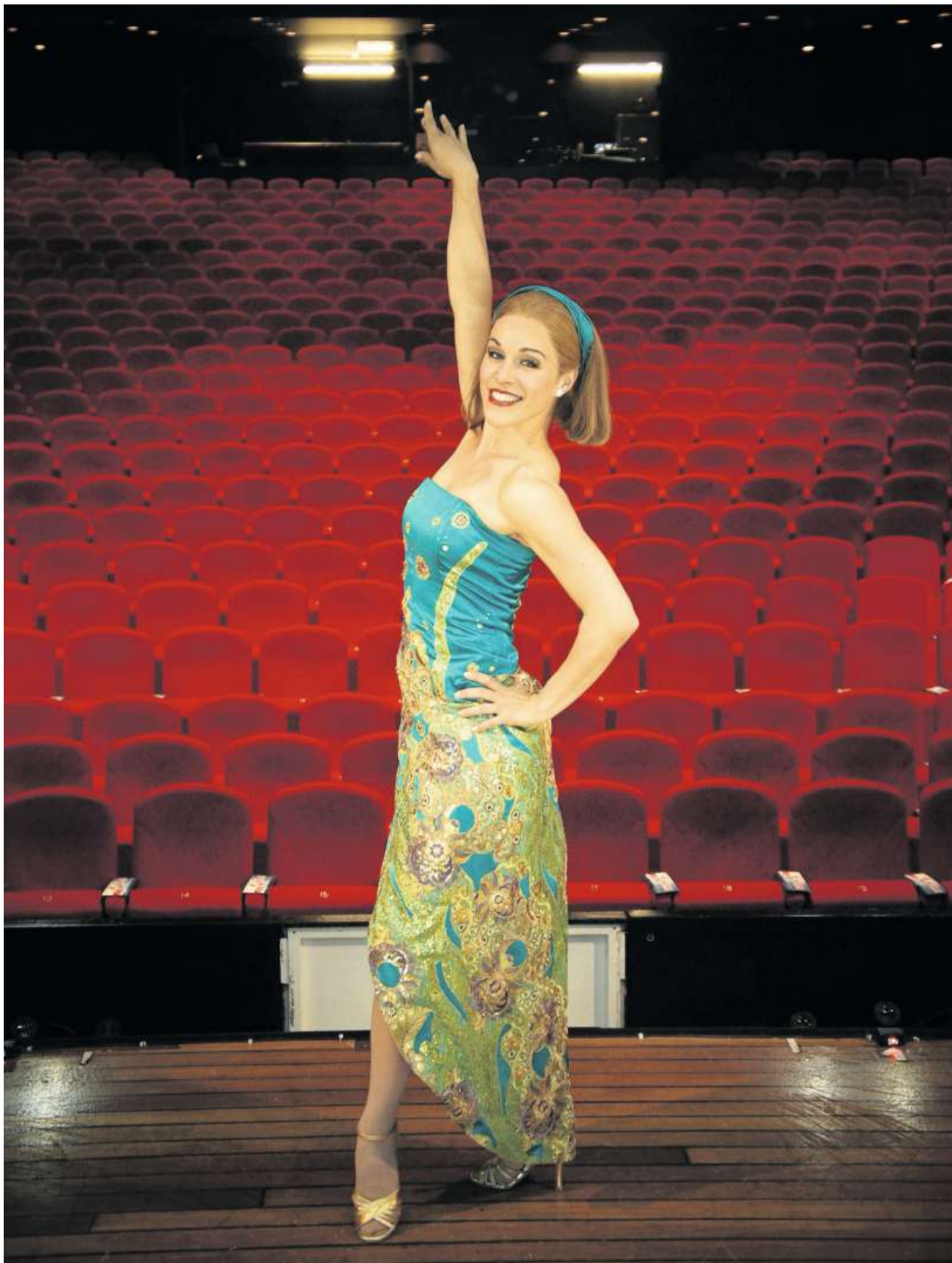
hat mich die FFHS mit ihrer Kombination aus Präsenzunterricht und Selbststudium überzeugt, denn ich kann mir meine Lernzeiten so sehr flexibel einplanen. Allerdings bedingt das ein grosses Mass an Selbstdisziplin, das man sich erst erarbeiten muss.

Die Wahl des Betriebswirtschaftsstudiums fiel mir nicht schwer, da es viele Schnittstellen zu meinem Beruf gibt. Zudem bin ich der Meinung, dass ein breit ausgelegtes Studium eine gute Basis legt, denn spezialisieren kann und will ich mich erst im Master.

In meiner kürzlich eingereichten Bachelorarbeit über die Kommunikationsbedürfnisse der Bankkunden hatte ich die Chance, die Ergebnisse direkt am Arbeitsplatz einfließen zu lassen. Generell finde ich es schön zu sehen, dass man die behandelten Themen im Studium auch im Beruf wiederfindet und so das Lernen einen Sinn bekommt.

Da der Aufwand während des Semesters immer etwas wellenartig anfällt, ist das persönliche Zeitmanagement bei dieser Studienform umso wichtiger. Deshalb setze ich mir viele Zwischenziele, an denen ich mich orientiere. Aber im Allgemeinen mag ich es, wenn viel läuft, deshalb bin ich auch in der Freizeit sehr engagiert.

Zweimal pro Woche trainiere ich in einem Turnverein, mit dem ich sogar diesen Sommer den Schweizer-Meistertitel im Stufenbarren feiern konnte. Wenn man sich also gut organisiert, muss man trotz Arbeit und Studium durchaus nicht auf die schönen Seiten des Lebens verzichten.



Julia Berini – nicht nur auf einer Bühne zu Hause.

Die Weltgewandte

Julia Berini, B. Sc. Ernährung und Diätetik

Du bist, was du isst – dies ist meine Überzeugung. Als Musical-Darstellerin weiss ich aus eigener Erfahrung, welchen positiven oder eben auch negativen Einfluss die Ernährung auf unser physisches wie auch psychisches Wohlbefinden haben kann. Als Künstler wohnt man oft in Hotels, isst auswärts. Da ist das Thema Ernährung ein ständiger Begleiter. Neben einem schlanken, möglichst makellosen Aussehen stellt das Showbusiness auch hohe Anforderungen an die Fitness. Deshalb habe ich viele unterschiedliche Ernährungsweisen ausprobiert und dabei die Auswirkung auf meinen Körper genau beobachtet. Die Unterschiede, insbesondere, was meine Leistungsfähigkeit und Konzentration betraf, waren in der Tat markant.

Karriere nach der Karriere

Mit dem Bachelor-Studium in Ernährung und Diätetik baue ich mir derzeit ein zweites Standbein neben meiner Bühnenkarriere auf. Klar – ich kann auch noch bis ins hohe Alter als Schauspielerin tätig sein, doch langsam, aber sicher wünsche ich mir doch ein sesshaftes Leben. Mein Beruf erfordert ein hohes Mass an Flexibilität und Mobilität, weil man gezwungenermassen oft umziehen muss und ständig unterwegs ist. Zeitweise lebten mein Mann und ich

in unterschiedlichen Städten, in verschiedenen Welten, was eine Bewährungsprobe für uns beide war. Nun planen wir aber ein gemeinsames Leben mit Familie.

Die Fernfachhochschule Schweiz (FFHS) ist die perfekte Lösung für mich. So kann ich trotz Studium weiterarbeiten und ein neues, fixes Zuhause aufbauen. Auch wenn es je nach Engagement eine weite Anreise bedeutet – den regelmässigen Präsenzunterricht möchte ich nicht missen. Es ist toll, dass man sich direkt mit anderen austauschen kann und konkrete Ansprechpartner hat – auch online. Unsere Aufgaben werden auf spezielle Plattformen

Herausforderung einer Doppelrolle

hag. · Was motiviert junge Leute, die Herausforderung eines berufsbegleitenden Fachhochschulstudiums zu wagen? Was sind die Chancen einer Kombination von Schule und Beruf, und welche Bereiche können unter dieser herkulischen Aufgabe leiden? Wir haben zu diesen Fragen die Statements von fünf Studierenden der eidgenössisch genehmigten Fernfachhochschule Schweiz (FFHS) eingeholt.

hochgeladen, wo wir auch gleich im Forum Fragen stellen können. Die Dozierenden empfinde ich als sehr inspirierend, sie vermitteln die Inhalte auf gekonnte Art und Weise. Was ich jedoch etwas unterschätzt hatte, ist, dass man auch im mobilen Zeitalter noch nicht überall genügend gute Internet-Abdeckung hat. Wenn man oft international unterwegs ist und aus dem Koffer lebt, erschwert das einem bisweilen das Arbeiten.

Hilfe zur Selbsthilfe

Meine Erfahrungen und mein Wissen bezüglich einer gesunden Ernährung möchte ich in Zukunft an andere weitergeben. Ich bin überzeugt, dass angesichts des rapiden Anstiegs an zivilisationsbedingten Krankheiten wie Diabetes oder Adipositas der ernährungsspezifischen Aufklärung eine immer grössere Bedeutung zukommen wird. Ich kann mir gut vorstellen, künftig mit Sportlern zu arbeiten, um deren Leistungsfähigkeit beim Training und bei Wettkämpfen zu steigern. Oder aber auch Menschen dabei zu unterstützen, ihre Gesundheit wieder in die richtige Balance zu bringen. Mein Ziel ist es, den Menschen zu helfen, sich selbst zu helfen und mit einer gesunden Ernährung Körper wie Geist fit zu halten.

Der Zielstrebige

Jens Fronmüller
B. Sc. in Betriebsökonomie



Nach Abschluss meiner Lehre zum Schreiner wusste ich: Stillstand ist ein «No-Go». Mit jeder neuen Aufgabe, jedem neuen Job oder Projekt möchte ich einen Schritt weiterkommen,

meinen Horizont erweitern und damit natürlich auch persönlich wachsen. Als Client Sales Executive bei The Nielsen Company GmbH im luzernischen Root Längenbold habe ich die volle Verantwortung für ein Kundenportfolio, bestehend aus führenden nationalen und internationalen Unternehmen der Konsumgüterindustrie.

Zu meinen Aufgaben gehören die Analyse von Daten, der Vertrieb von Dienstleistungen und die strategische Beratung der Kunden. Ich bin gebürtiger Deutscher und begann 2013 an der Hochschule Pforzheim mein Studium der Betriebswirtschaften. Dieses kann ich nun an der FFHS beenden. Der Bachelor bietet mir künftig sicherlich karrieretechnisch interessante Chancen und Möglichkeiten.

Nebst dem Zeitmanagement stellen die diversen Gruppenarbeiten eine besonders grosse Herausforderung im Studienalltag dar. So spannend diese auch sind, ist es doch schwierig, sich zu koordinieren, da wir alle in unterschiedlichen Teilen der Schweiz wohnen, unterschiedlichen Berufen nachgehen und entsprechend auch unterschiedliche Tagesrhythmen haben – trotz den zahlreichen modernen Kommunikationsmitteln und Tools. Doch all dies liegt nun schon sehr bald hinter mir.

Im Februar reiche ich nämlich meine Abschlussarbeit ein und kann hierbei wiederum Studium und Beruf durch die Wahl des Themas ganz toll kombinieren. Ich freue mich sehr auf diese spannende Umsetzung.

Der Teamplayer

Orven Wiesendanger
B. Sc. in Betriebsökonomie



Mein Werdegang entspricht nicht gerade dem eines klassischen Studenten. Zuerst absolvierte ich eine Lehre bei einer Umzugsfirma und gewann nach und nach das Interesse an

wirtschaftlichen Themen. Bei meiner heutigen Tätigkeit bei Vifor Pharma bin ich für die gesamte Wertschöpfungskette eines kürzlich lancierten Produktes zuständig. Um einen besseren und fundierten Hintergrund zu meiner beruflichen Materie zu erlangen, habe ich 2014 an der FFHS mit dem Bachelorstudium in Betriebswirtschaft begonnen.

Besonders die uns vermittelten Managementprinzipien gefallen mir. Denn später, sollte ich die Möglichkeit dazu haben, würde ich gerne ein Team führen. Nur zu studieren, wäre gar nicht mein Ding, aber die FFHS bietet mir den idealen Mix zwischen Theorie und Praxis. Zu Beginn fiel mir der Switch zum Studium nicht ganz leicht, mittlerweile habe ich mich aber gut organisiert, so dass ich alles gut miteinander vereinbaren kann.

Zudem fällt mir das Studieren in unserer wöchentlichen Lerngruppe mit Kommilitonen um einiges leichter, als alles alleine in die Hand zu nehmen. Persönlich ist mir der Sport als Ausgleich enorm wichtig. Ich gehe täglich nach der Arbeit rennen, zum Thaiboxen oder ins Fitness, um meinen Kopf so möglichst frei zu kriegen.

Körperlich bin ich dann zwar erschöpft, gedanklich aber wieder fokussiert, damit ich mich dem Studium widmen kann. Da ich mit sechs Geschwistern aufgewachsen bin, ist bei mir Langeweile auch heute noch ein Tabu. Wenn ich dann einmal in Pension gehe, möchte ich zurückblicken können und dabei nichts bereuen. Bis jetzt bin ich auf gutem Weg dazu.